

Der ewige Jüngling des Pianofortes

Zum Tod des berühmten Pianisten Rudolf Serkin

Der Pianist Rudolf Serkin, schon mit fünf Jahren als Wunderkind gerühmt und später einer der bekanntesten Pianisten der Welt, ist am Mittwoch im Alter von 88 Jahren gestorben. Nach Angaben von Serkins Agenten erlag der Künstler in einem Seniorenheim in den USA einem Krebsleiden.

■ VON MARIO GERTEIS

Selbst der Rudolf Serkin der späten Jahre, der mit über achtzig Jahren noch im Konzertsaal auftrat, hatte etwas von einem ewigen Jüngling an sich. Vielleicht war es das Aussehen, diese (hinter dicken Brillengläsern) blitzenden Augen, diese Unbedingtheit des körperlichen Einsatzes. Aber vor allem war es Serkins



Pianist Rudolf Serkin: Wärme und Leidenschaft. (Bild AP)

Musizieren, das solch einen Eindruck hervorrief. Da war spontane Freude am Musikmachen zu erkennen, da war die Flamme des Enthusiasmus zu spüren. Dass sich einer «im heiligen Dienst an der Sache verzehrt», hatte Joachim Kaiser nach einem Konzert des jugendlichen Greises festgestellt.

Diese Hingabe bekam der Plattenhörer sogar gratis und franko geliefert; berühmt geworden ist das Mitbrummen des Pianisten auf fast allen seinen Aufnahmen.

Eine Unmittelbarkeit, eine Impulsivität, die schier vergessen liess, dass Rudolf Serkin aus einer andern Zeit in die

unsrige hereinragte. Eine Karriere, die über sieben Jahrzehnte dauerte, wirkte in einer schnell sich wandelnden Welt keineswegs als Fremdkörper. Serkin war eben immer schon ein «moderner» Pianist. Dem Siebzehnjährigen hatte einst Ferruccio Busoni den Ratschlag erteilt, etwas «schmutziger», das heisst mit mehr Pedal zu spielen – ein Beleg dafür, dass Serkin bereits in jungen Jahren Transparenz und eine klare Linienführung vorzog.

Die entscheidende Begegnung

Fritz Busch, der grosse Dirigent, beschrieb in seinen Memoiren, wie Rudolf Serkin in die Welt der grossen Musik geraten war. Das war 1918, am Ende des Ersten Weltkrieges. Des Dirigenten Bruder, Adolf Busch, galt als einer der bedeutendsten Geiger. Er suchte einen Klavierpartner, Freunde machten ihn auf Serkin aufmerksam.

Aus diesem ersten Zusammentreffen wurde eine lebenslange Verbindung, die bis zum Tode des Geigers in 1952 dauerte. Nicht nur emigrierten die beiden nach Anbruch der Hitler-Ära gemeinsam via die Schweiz in die USA; Serkin hatte 1935 auch die Tochter seines künstlerischen Mentors geheiratet. Es waren, trotz des Altersunterschieds, zwei gleichberechtigte Partner.

Rudolf Serkin war am 28. März 1903 im böhmischen Städtchen Eger zur Welt gekommen, als Sohn eines russischen Sängers. Entscheidend für den jungen Pianisten wurde die Begegnung mit Arnold Schönberg, dessen Werke er damals viel spielte (die Begeisterung für die Neue Wiener Schule scheint auf seinen Sohn Peter, übergegangen zu sein). Adolf

Busch förderte auch solistische Auftritte seines Partners. Einmal vertraute er Serkin bei einem von ihm dirigierten Konzert das Solo in Bachs 5. Brandenburgischem Konzert an. Das Publikum war begeistert.

Die neue Heimat

Das New Yorker Debüt Serkins in 1936 geschah unter besten Vorzeichen; kein geringerer als Arturo Toscanini begleitete ihn bei Mozarts B-Dur-Konzert KV 595. In Amerika entfaltete Serkin seine pädagogischen Fähigkeiten. Er wurde Professor am angesehenen Curtis Institute of Music in Philadelphia, dessen Leitung er ab 1968 übernehmen sollte. In Marlboro, Vermont, hatte er zusammen

mit Busch in 1950 ein ganz besonderes Festival ins Leben gerufen, dem er sich bis ins höchste Alter verpflichtet fühlte. Hier ging es nicht um Glanz und Virtuosität, sondern ums gemeinsame Musizieren von anerkannten Künstlern und jungen Talenten, um den Erfahrungsaustausch unter den Generationen. «Ein Festival von Ebenbürtigen» ist das einmal genannt worden.

Vielleicht lag hier das Geheimnis von Rudolf Serkins jugendlicher Ausstrahlung bis ins Greisenalter: dass er sich nie auf das Altenteil zurückziehen wollte, dass für ihn die Begegnung mit jungen Menschen so etwas wie ein Lebenselixier war. Diese menschliche Wärme, diese künstlerische Leidenschaftlichkeit spürte man seinem Musizieren – bei dem Perfektion ja sowieso nie die oberste Maxime war – stets an.